

Learning from*

Städte von Welt, Phantasmen der Zivilgesellschaft, informelle Organisation

Europäische Stadt?

Erst das industrielle Zeitalter und die Kolonialisierung verbreiteten das europäische Stadtmodell weltweit. Diese historisch kurze Vorherrschaft der Städte Europas und Nordamerikas als Leitmodelle für globale Urbanisierungsprozesse ist schon seit längerem zu Ende. Für das Jahr 2015 prognostiziert die UNO 33 Megastädte mit je mehr als acht Millionen Einwohnern. 27 von ihnen werden in sogenannten Entwicklungsländern liegen – von den zehn größten Städten sieben in Asien, und lediglich Tokio wird eine reiche Metropole sein. Infolge ihrer kaum steuerbaren Dynamik – Mumbais/Bombays Bevölkerung hat sich in nur 30 Jahren vervierfacht – entstehen in den Mega-Cities neue urbane Kulturen und städtische Landschaften, die das städtebauliche, kulturelle und organisatorische Modell der europäischen Stadt auf eine eher unbedeutende regionale Variante zurückstufen.

Eine selbstbewusste Zivilgesellschaft, öffentlicher Raum und Markt sind seit der Antike Maßgaben der europäischen urbanen *Civitas*. Als Hort bürgerlicher Emanzipation, kultureller Vielfalt und ökonomischer Innovation spiegelt sie die für überlegen gehaltene europäische Zivilisationsgeschichte. Hatte das normative Modell »Europäische Stadt« lange Zeit als beispielhaftes Exportmodell gegolten, schien sie im letzten Jahrzehnt ausgedient zu haben: degeneriert zur »rückwärtsgewandten Utopie«, »zur Hülle der Gesellschaft des 19. Jahrhunderts«, wie es der Soziologe Walter Siebel einmal ausdrückte. In den letzten Jahren jedoch kehrt sie plötzlich zurück: Eine Flut von Publikationen, Kongressen und politischen Zielvorgaben sieht erneut die Europäische Stadt als geeignetes Leitbild für Stadtentwicklung im 21. Jahrhundert. Unterschiedliche, sich häufig widersprechende Bilder und Bedeutungen werden allerdings dabei von ihr mobilisiert. Geht es den einen um die zivilisierende Rolle des Handels, der seit dem Mittelalter die Subsistenzwirtschaft hinter sich gelassen habe, gilt anderen die spezifische Qualität der öffentlichen Räume als bedrohtes Gut bürgerlicher Urbanität, das unbedingt gerettet werden müsse. Dienen manchen Protagonisten die baulich-räumlichen Qualitäten der Bürgerstadt des 19. Jahrhunderts als Vorbild, betonen andere wiederum die soziale Integrationskraft, welche

das – hier ins sozialpolitisch gewendete – Modell der Europäischen Stadt im 20. Jahrhundert entwickelt habe. Offenbar strahlt die »Europäische Stadt« und der um sie gewobene Mythos eine imaginäre Kraft aus, die nicht nur bei Nostalgikern Wirkung zeigt, sondern für verschiedenste analytische und politische Perspektiven als möglicher Rettungsanker gegen die Unbilden der »Globalisierung« und der ihr nachfolgenden Ungemütlichkeiten aufscheint: Einer globalisierten sozialen Spaltung etwa, die sich stadträumlich in fortifizierten *gated communities* für die Wohlhabenden und in ausgegrenzte Slums und Marginalviertel für die VerliererInnen zementiert, kann so das vorgeblich alle soziale Gruppen integrierende Modell der europäischen Stadt entgegen gehalten werden. Gegen eine kommerzielle Privatisierung und eine repressive Überwachung städtischer Räume wiederum kann die vorgeblich vorbehaltlose Mischung und Begegnung aller Schichten und einander Fremden in der bürgerlich-europäischen Stadt in Stellung gebracht werden.

Das Interessante an den aktuellen Diskursen über die »Europäische Stadt« sind vor allem ihre blinden Flecken. Die diskutierten Alternativen verbleiben meist im Gegenüber von mittelalterlichem Markttreiben und aktueller »Event City« gefangen. Sie scheinen sich zwischen Urban Entertainment Mall und Siena-Mythos, zwischen *urban sprawl* und Blockrandbebauung, zwischen dem sozialen Alptraum »Amerikanisierung« und dem sozialen Wohnungsbau kommunaler Großunternehmen zu erschöpfen. Komplett ausgeblendet hingegen bleiben die spezifischen Segregations- und Ausgrenzungsmuster, welche die Europäische Stadt in ihren verschiedenen historischen Ausformungen charakterisieren.

Gerade ein Blick in das 19. Jahrhundert, auf das sich viele ihrer Adepten so euphorisch beziehen, demonstriert dies: So ermöglichte die Konstruktion des bürgerlichen Paris im 19. Jahrhundert, die weltweit jahrzehntelang als Vorbild städtischer Gestaltung diente, es dem Bürgertum erstmals, untere Klassen räumlich auf Distanz zu bringen und sie in die Vorstädte zu verbannen. Privates und Öffentliches, im vielfältigen Straßenleben mittelalterlicher Quartiere noch eng miteinander verbunden, gerieten in der bürgerlichen Stadt zu Gegensätzen. Halböffentliche Arkaden oder private Salons ersetzten bereits im 19. Jahrhundert allgemein zugängliche Orte und Veranstaltungen. Während die gefeierten Boulevards der Repräsentation männlicher Bürger dienten, verschwanden Arme, Arbeiter und die auf das private Heim verwiesenen Frauen aus dem öffentlichen Leben der Metropole. Bezeichnenderweise waren Frauen in dieser europäischen Stadt zentrale Objekte der Disziplinierung. Die private Wohnung galt als Domäne des weiblichen Geschlechts, der öffentliche städtische Raum hingegen als Revier des Mannes. Da sich Frauen aber nicht völlig aus dem städtischen Leben verbannen ließen, musste die Stadt – schon um mögliche »Ver-

suchungen« für die Männer zu verhindern – grundsätzlich polizeilich überwacht werden. Am Beispiel Wien zeigt der Beitrag von Michael Zinganel, dass das Modell der bürgerlichen europäischen Stadt schon damals im wesentlichen nur einer Klasse diene, die – in verschiedenen historischen Phasen – das zu ihr Andere stets aus ihrem Bild von Urbanität auszugrenzen versuchte.

Spätestens im 19. Jahrhundert globalisierte sich das Europäische Stadtmodell. Im bereits dekolonisierten Südamerika gewann der Umbau von Paris zur bürgerlichen Metropole vieler Orts eine die Stadtentwicklung prägende Vorbildfunktion. In Rio de Janeiro etwa zerstörten die Schneisen, welche neue bürgerliche Boulevards durch das Zentrum zogen, innerstädtische Arbeiterviertel. Während verdrängte Arbeiter in Paris auf die Vorstädte ausweichen mussten, begründeten sie in Rio an steilen, als unbebaubar geltenden Hängen die ersten Favelas, also solche informellen Siedlungen, deren verschiedenste Typen heute jenseits der Industrieländer große Teile der Stadtbevölkerung beherbergen.

Ein Blick aus den damaligen Kolonien zurück nach Europa verweist auf ein weiteres Merkmal des Exportmodells Europäische Stadt: Die heute als Import aus Nordamerika geltende sozialräumliche Segregation war im 19. Jahrhundert das zentrale Strukturelement europäischen Städtebaus in den Kolonien: Die Kolonialherren reservierten für sich eine Europäische Stadt als Abbild des jeweiligen Heimatmodells, während ein räumlicher *cordon sanitaire* die Zonen der Einheimischen davon abspaltete. Lindsay Bremner beschreibt in ihrem Beitrag am Beispiel Johannesburg, wie die Stadt zum einen von Beginn an nach europäischen Vorbildern entstand und zum anderen bereits Anfang des 20. Jahrhunderts Hygieneargumente dafür genutzt wurden, »kreolisierende Praktiken« zu zerstören und den sozialen urbanen Raum auf allen Ebenen rassistisch zu spalten – bis hin zur schließlich völligen Vertreibung nichtweißer Bevölkerungsgruppen aus der Stadt. Wie vor 100 Jahren begehrt noch heute die nun in eingemauerten Enklaven abgeschottete Mittelschicht – eine Fortifizierung, die als ängstliche Reaktion der Weißen auf den mächtiger werdenden Widerstand gegen die Apartheid begann – das urbane Leben einer europäischen, genauer einer italienischen Stadt: In »Siena« als Wunschbild städtischen Lebens begegnen sich urbane bürgerliche Klassen aus Berlin, die dieses Phantasma in der Nach-Wendezeit der 90er Jahre zum Leitbild einer sogenannten »kritischen urbanen Rekonstruktion« erkoren haben, und die sich einmauernden Eliten des urbanen Afrika. Offensichtlich ist die post-/koloniale europäische Prägung in afrikanischen Städten nach wie vor omnipräsent und somit Teil einer Wirklichkeit, die uns lediglich bruchstückhaft und äußerst selektiv medial vermittelt wird.

Wie sich die europäischen Stereotypen dort in Architektur und urbanen Alltag einschreiben, thematisiert Christine Meisner in ihrem Beitrag und setzt sich

dabei mit den Konventionen des eigenen, europäischen Blicks auseinander. Interviews, die das Künstlerkollektiv *the trinity session* (Stephen Hobbs/ Marcus Neustetter/ Kathryn Smith) mit Kulturschaffenden führten, die in Johannesburg lebten bevor sie ins Ausland gingen, zeigen, dass sich auch im Brainrain städtischer Kultur- und Intellektuellenmilieus, der sich sogar aus dem neu-demokratisierten Südafrika in Richtung Europa und Nordamerika bewegt, die historische Anziehungskraft spiegelt, die das post/ koloniale Zentrum in der imperialen Peripherie bis heute ausstrahlt.

Betrachtete man das urbane Afrika allerdings als bloßes Derivat kolonialer Prägungen, bliebe man einem eurozentrischen Blick verhaftet. Die postkoloniale afrikanische Stadt, so zeigt der Beitrag von Kerstin Pinther, besteht aus einer umkämpften Geografie, wobei Urbanität, verstanden als städtische Kultur, völlig neu definiert wird. So werden westliche Implantate reafrikanisiert und scheinbar gegenläufige Realitäten zwischen dem »Modernen« und dem »Traditionellen« ineinander verschränkt. Die filmische Inszenierung des Urbanen in der Videofilm-Kultur stellt dabei so etwas wie ein Leitmedium westafrikanischer Stadterfahrung dar: Wenn sie okkulte Ökonomien oder rituelle Morde und die weltoffene, fragmentierte und damit globalisierte urbane Landschaft miteinander verknüpfen, lassen viele Filme die Ambivalenzen des städtischen Afrika aufscheinen: Während die meisten Kinos heute in Kirchen verwandelt sind, steht die schnelllebig und lokal organisierte Videokultur ebenso für eine individualisierte Gesellschaft wie für einen entsprechend dem globalen Trend in kleine Einheiten zersplitterten öffentlichen Raum.

Jenseits der Civitas

Nicht nur durch die europäischen Städte des 19. Jahrhunderts mit ihren extremen Klassengegensätzen, sondern auch durch jene der Nachkriegshälfte des zwanzigsten Jahrhunderts zogen sich strukturelle Ausgrenzungsmuster und Zivilisationsbrüche, die in Debatten über die Europäische Stadt meist ausgeblendet sind. So blieben Flüchtlinge und Migranten vom Zugang zu wichtigen sozialstaatlichen Errungenschaften wie dem sozialen Wohnungsbau ausgeschlossen oder sind darin benachteiligt, während ihnen gleichzeitig eine selbstorganisierte Daseinsvorsorge verwehrt wurde: Ein urbanes Leben abseits hochgradig regulierter, verschiedene Bewohnergruppen jedoch selektiv bevorzugender Normen, gilt dem europäischen Stadtbürgertum als tendenziell anarchisch.

Gleichzeitig existiert auf globaler Ebene – und dies schließt die europäische Stadt mit ein – eine alltägliche Normalität, die der Vorstellung einer bürgerlich geordneten »Civitas« widerspricht und die im wesentlichen zwei Gesichter hat:

Das eine ist das irreguläre, staatlich nicht geordnete städtische Leben, verkörpert etwa durch informelle Selbstbausiedlungen oder Märkte, die alle möglichen Nischenräume nutzen; das andere ist häufig eine Überlagerung aus staatlicher Repression, privater Kontrolle und mafioser Gewalt. Hier zeigen sich bei näherer Betrachtung Überschneidungen beider Gesichter: fehlende Rechtmäßigkeit, Widerspruch zu hiesigen Ordnungs- und Demokratievorstellungen, eine privatisierte Organisation sozialen Lebens, eine illegale Verfügung über Grund und Boden, verweigerte Steuern, Korruption und mafiose Strukturen. Mit der »Globalisierung« scheinen diese Strukturen, die ursprünglich zumindest teilweise von den europäischen Kolonialherren im Süden implantiert wurden, in Städte des Nordens zurückzukehren. So ist die »Europäische Stadt« de facto durchzogen von einer querläufigen globalen »Normalität« (dazu der Beitrag von Jochen Becker). Multinationale Zuwanderung, Sweatshops, Armutsökonomien, Korruption und privatwirtschaftlich überwachte Areale, die Budenstädte der Wanderbauarbeiter oder Lager der Asylsuchenden lassen die Norm der bürgerlich geordneten Stadt zunehmend als Phantasma erscheinen. Was augenzwinkernd »Byzantismus«, »Klüngel« und, weniger wohlwollend, »Balkanisierung« genannt wird, charakterisiert auch hierzulande Regelverletzungen, die nach den Maßstäben der internationalen Korruptionslistenverwaltung *Transparency International* einen Platz auf den unteren Rängen sichern.

Auch die »entwickelten« Länder Europas prägen zunehmend informelle Strukturen. Der »Polenmarkt« in Berlin (dazu das ES-Express-Gespräch zwischen dem polnischen Sozialrat und Gülsün Karamustafa), der »Arizona-Markt« in Bosnien oder der Warschauer »Jarmark Europa« kennzeichnen eine so ganz andere europäische Stadt. Der Beitrag von Margareth Otti beschreibt mit dem Arizona-Markt im Brčko-Distrikt im Nordosten Bosnien-Herzegowinas den größten informellen Markt Ost-Europas. In seiner Entstehung und Entwicklung engstens mit den internationalen SFOR-Truppen verbunden, hat dieser Markt ein selbstorganisiertes System mit verschiedenen Zonen, sozialen Organisations- und Informationsstrukturen herausgebildet. Der in einem stillgelegten Sportstadion in Warschau sich ausbreitende »Jarmark Europa« wiederum, den der Beitrag von Minze Tummescheit thematisiert, ist Ziel vieler KofferhändlerInnen aus der ehemaligen Sowjetunion, die ihre Waren persönlich über die Grenze transportieren. Derartige Organisationsformen informeller Ökonomie lassen sich ebenso in Istanbul beobachten, einer – auch – europäischen Stadt, die als eine der ältesten urbanen Zivilisationen in der hiesigen Wahrnehmung meist aus Europa ausgegrenzt wird. Istanbul hat sich in den 90er Jahren zum wichtigsten euroasiatischen Textilumschlagplatz entwickelt. Dabei ist eine breite Palette informeller, halb- und illegaler Produktions- und Handelsstrukturen entstanden, die

international vernetzt sind. Der Beitrag *Istanbul Tekstil* der AG *Learning from** versucht anhand dreier Beispiele der gängigen Vorstellung von *global cities* zu widersprechen, die lediglich offiziell und weltweit agierende Großkonzerne und (Finanz-)Dienstleister ihrem analytischen Blick unterwirft.

Nicht nur ökonomische sondern auch politische und räumliche Strukturen wie die neokoloniale Herrschaft über Ex-Jugoslawien durch Besatzertruppen (KFOR, UCK-Paramilitär), Hilfsorganisationen (NGOs) und transnationale Protektorate (Hohe Vertreter der Staatengemeinschaft in Bosnien-Herzegowina), »national befreite Zonen« in Ostdeutschland, sich gegen die Kommunen abschottende *gated communities* im Einzugsbereich der französischen Banlieues oder schmutzige Bürgerkriege in Belfast widersprechen der Ideologie eines kohärenten, bürgerlich-zivilen europäischen Stadtmodells. Lange vor dem sogenannten »Kampf gegen den Terror« hat der »schmutzige Krieg« in Belfast Bürgerrechte und den Schutz der Privatsphäre außer Kraft gesetzt. Der städtische *low intensity war* wurde von der britischen Armee in der »Fighting City« in Berlin-Ruhleben trainiert – dazu die Fotostrecke von Andree Korpys und Markus Löffler – und in Belfast exekutiert. Die Linienbusstrecken fahren dort durch nun klar gespaltene Wohnbezirke schon lange nicht mehr, während gleichzeitig gemischte Areale wie die City, das Universitätsviertel oder die Villengegend hochgradig aufgerüstet und fortifiziert sind. Wie die Fotoserie von John Duncan dokumentiert, ist der Bürgerkrieg in den letzten Jahren allerdings dem Versprechen auf eine Boomtown Belfast gewichen.

Nicht also die »amerikanische Stadt« oder »Tokio« sind Gegenmodelle zur »Europäischen Stadt«, sondern eher schon die Einbettung einer Metropole in das Beziehungsgeflecht des »Globalen Südens« – das, was man früher »Dritte Welt« genannt hat und nun zugleich auch definitiv die Migrationsanker in den Industrieländern umfasst. Der eurozentrische Blick verkennt, dass das Wachstum der Städte in Nord wie Süd auf dem Wissen der Zugewanderten basiert, dort eher Chancen auf Arbeit, Bildung und sozialen Aufstieg zu finden als anderswo. Die Großstädte des »Globalen Nordens«, seit der Kolonialzeit Zielorte interkontinentaler Migrationsströme, sind nicht nur Startbahnen der Business-Klasse sondern immer auch Landebahnen von Menschen, die dort Asyl und wirtschaftliches Auskommen suchen.

Vorbild globaler Süden

Die Megastädte des »Globalen Südens« galten in Europa die längste Zeit als abschreckende Stadtwucherungen. Eine katastrophistische Bildsprache zeichnete Riesenstädte, die als unkontrollierbare Orte von »Massenarmut und Rassenkrawallen, Verkehrschaos und Abfallbergen« – so der *Spiegel Spezial*

12/1998 – charakterisiert wurden. Wie sehr etwa die Redeweise vom megastädtischen »Verkehrschaos« – sowohl aus einer eurozentrischen Perspektive als auch aus einer an den Industrieländern orientierten Wahrnehmung lokaler Eliten – komplexe Funktionssysteme simplifiziert, demonstrieren Gita Chadha und Shilpa Gupta für Mumbai und Orhan Esen für Istanbul: In Istanbul ist es insbesondere die Auto fahrende bürgerliche Klasse, die ein Schreckensbild des alltäglichen Verkehrschaos artikuliert, dem in der Realität eine ausgeklügelte Vielfalt selbstorganisierten Personennahverkehrs entgegen steht. Auch in Mumbai gilt vor allem das öffentliche Transportsystem als besonders chaotisch, langsam und unzuverlässig. Dennoch funktioniert dort ein komplexes System der Essensdistribution vom Wohnort zum Arbeitsplatz jeden Tag pünktlich. Über 5.000 sogenannte »Dabbawallas« bringen dabei mit Fahrrad, Bus und Bahn hausgemachte Lunchpakete aus den Suburbs zu den jeweiligen Familienmitgliedern, die in der Innenstadt arbeiten und ein für sie individuell zubereitetes Essen einem auswärtigen Lunch vorziehen.

Ein weiteres, unausrottbar wirkendes Klischee betrifft das Verhältnis zwischen irregulär gebauten Marginalvierteln – seien es Gecekondus, Favelas, Barrios, Bidonvilles oder Shantytowns – und der regulären, bürgerlichen Stadt in den Megacities. Dabei unterstellen urbane Katastrophendiskurse meist die Spaltung in zwei parallele Welten: in eine vorgeblich parasitäre und eine vorgeblich produktive städtische Gesellschaft. Jede genaue Beobachtung städtischen Alltags zeigt jedoch, wie sehr diese verschiedenen Welten ökonomisch und sozial miteinander verflochten sind – wenn etwa die »irregulären« Bewohner die *bad jobs* in den bürgerlichen Haushalten, den Dienstleistungsökonomien oder Industrien übernehmen – und wie die urbane Kultur aus den Armutsvierteln heraus erneuert wird – wenn etwa in einer Tourismuskapitale wie Rio de Janeiro mit Karneval, Samba oder Hiphop fast jede der heute global vermarkteten kulturellen Bewegungen aus den Favelas stammt. Am Beispiel Istanbuls thematisieren Folke Köbberling und Martin Kaltwasser die bürgerliche Sicht auf das informelle »Gecekondu« und stellen dieser verschiedene Aussagen von Gecekondu-BewohnerInnen entgegen, denen ihr zunächst informell errichtetes Haus oftmals die einzige Sicherheit im Leben bietet.

Dass es gleichzeitig auch keinen Grund dafür gibt, die oft auf den ersten Blick solidarisch und antikapitalistisch erscheinenden Landbesetzungen oder selbstorganisierten Urbanisierungen zu romantisieren, zeigt Alexander Jachnows Katalogbeitrag: Auch die meisten informellen Siedlungen sind von kapitalistischen Bodenmärkten und korrumpierten politischen Verflechtungen, von staatlichen Repressionen und informellen Abhängigkeiten bis hin zu mafiosen Strukturen geprägt. Für den lokalen Staat und die ansässige Ökonomie hatte

Informalität, also die Abwesenheit staatlicher Regeln und damit auch einklagbarer sozialer Rechte stets eine große Attraktivität. Das Wirtschaften auf eigenes, individuelles Risiko oder der Selbstbau minimaler Infrastrukturen (Straßen, Versorgung mit Wasser oder Elektrizität) ermöglichte niedrige Löhne und eine für den Staat fast kostenlose Urbanisierung.

In den letzten Jahren haben sich nun auch die gleichsam offiziellen Bilder, die in ›Industrieländern‹ von derartigen Strukturen in den Megastädten des ›Globalen Südens‹ existieren, radikal verschoben. Bis vor zwei Jahrzehnten sollte die Landflucht in die Großstädte durch Zuzugssperren bekämpft, die ›Bevölkerungsexplosion‹ durch Abtreibung und Geburtenkontrolle gedämpft und die informelle Zersiedelung der Städte durch ›slum clearance‹ und ›bulldozing‹ zurückgeschlagen werden. Solche Vorstellungen und martialischen Praktiken unterliegen zur Zeit einer Revision. Die vormals ungeliebten Zustände des ›Globalen Südens‹ scheinen nun gar zu einem Maßstab künftiger Stadtentwicklung zu werden. Als Kipppunkt wäre die von der deutschen Bundesregierung im Jahre 2000 mitveranstaltete Berliner *Weltkonferenz zur Zukunft der Städte URBAN 21* zu nennen. Wurden bislang illegale Landbesetzungen massiv bekämpft, so finden sich selbst organisierende Einheiten im Umfeld einer neoliberalen Stadt- und Wirtschaftspolitik nun wachsende Anerkennung. Zugleich gerät die wohlfahrtsstaatliche ›Daseinsvorsorge‹ nördlicher Metropolen in die Kritik einer rigiden Sparpolitik. Der Blick des Nordens durchforstet nun individuelle Überlebensstrategien, kollektive Selbstorganisation und informelle Ökonomien der Armen in südlichen Metropolen nach ihren ›Potentialen‹, um soziale Krisen zu managen, wie sie mit der globalen Wettbewerbspolitik und der reduzierten staatlichen Wohlfahrt auch in den Städten des Nordens aufbrechen. Wie diese Informalisierung des städtischen Raumes im Kontext des weltweit hegemonialen neoliberalen Projektes zu lesen ist, thematisiert der Beitrag von Elmar Altvater und Birgit Mahnkopf: Nicht zuletzt dient der informelle Sektor nun als »Schwamm« für all jene Arbeitskräfte, die in der Folge des globalen Standortwettbewerbs ›überflüssig‹ geworden sind«. Diesem globalen »survival of the fittest« setzen die AutorInnen eine »solidarische Ökonomie« der Kooperativen und Genossenschaften, die in zahlreichen Megastädten des Südens neu entstehen, als Ausweg aus der Informalität entgegen.